

BERGE

Peter Mathis



BERGE

Peter Mathis

PRESTEL

MÜNCHEN · LONDON · NEW YORK

BERGE IN RAUMZEIT

Von Malte Roeper

Die Betrachtung von Kunst im Zusammenhang mit der Biografie des Künstlers oder der Künstlerin ist ein häufig gewählter und oft zielführender Weg. In der Biografie des Künstlers liegen nicht nur seine Motive, sich auszudrücken; sie liefert uns, dem Publikum, auch eine Geschichte, die wir dann mit den Werken verknüpfen. Am liebsten eine tragische. Und je berühmter die Person, desto mehr verquicken wir Biografie und Persönliches mit ihren Arbeiten: aus ganz kleinen Verhältnissen, gegen alle Zweifler, im Widerstand gegen das Regime. Manchmal lenkt der Blick auf die Biografie aber auch vom Werk ab. Kunst ohne Psychosen, Gebrechen und Exzesse, das geht eben auch. Vor allem dann, wenn es dem Künstler so überhaupt nicht um sich selbst geht, sondern um seine Arbeit und nichts als seine Arbeit. Peter Mathis, dieser eigensinnige und bedachte Autodidakt aus Vorarlberg, ist so ein Künstler.

Seine Bergansichten atmen eine so tiefe, geradezu sakrale Schönheit, dass sogar ich als jemand, dem das Schreiben eine Berufung ist und der sich in den Bergen genauso zu Hause fühlt wie Peter Mathis, ungerne versuche, diese Fotos in Worte zu übersetzen. Oft scheint der Moment absolut einzigartig: So wie Licht und Wolken hier jetzt in diesem Augenblick stehen, ja, genau so muss es sein. Wie schön, dass es so war. In der theoretischen Physik gibt es die Idee von »Wurmlöchern« in der Raumzeit; schlüpfte man in eines hinein, wäre man so schnell woanders, das kann man sich gar nicht vorstellen. Peter Mathis scheint die Gabe zu besitzen, solche Momente in der Raumzeit des Gebirges zu finden, in den Umlaufbahnen von Sonnenstand, Wolken und Kameraposition am Gegenhang.

Dort schleppt er sein Equipment hinauf, am liebsten die ganz schweren Stative, die vibrieren ein klein bisschen weniger, wenn der Wind geht, und der geht dort, wo Peter Mathis arbeitet, ja beinahe immer. Und dass der Kameraverschluss auch eine ganz kleine Vibration verursacht, durch die

das Bild womöglich eine Winzigkeit weniger scharf werden könnte, auch das hat er irgendwie gelöst. Und dann steht er nach stundenlangem Aufstieg im Gelände, ein bisschen wie ein Tierfotograf, der darauf wartet, dass der Grizzly nach seiner Winterruhe bitteschön aus der Höhle kommt. Aber Mathis wartet nicht auf Meister Petz, auch nicht wie andere Fotografen auf das schönste Licht, sondern auf etwas viel weniger Greifbares, viel Flüchtigeres: Kontraste, das A und O in der Schwarz-Weiß-Fotografie. Sonne und Wolken, was werden sie ihm präsentieren?

Er wartet, notfalls Stunden. Packt die Thermoskanne aus, genießt – nach genauem Ritual – belegte Brote. Wenn es gegen Mittag aufreißt, dann könnte sich alles so entwickeln, wie er sich das gedacht hat. Oder ganz anders und viel besser? Wenn nicht, dann steigt er wieder ab.

1961 in Hohenems in Vorarlberg geboren, entwickelte er – so viel Biografie muss sein – früh eine Begeisterung für das Klettern und Bergsteigen. Der nächste Kletterzug, er geht immer ins Unbekannte, und ist man erst oben, so muss man wieder herunter: Bergsteigen erlebte er als poetische Eroberung des Nutzlosen. Eine solche Jugend am Berg prägt natürlich. Es wachsen nicht nur Fertigkeiten, Instinkt und Bauchgefühl, ohne die es dort, wo er heute die Kamera aufstellt, schnell gefährlich wird. Sondern vor allem eine tiefe, intuitive Vertrautheit mit Wind, Wetter und Gelände, die für den Künstler Mathis nicht irgendwelches Zeug dort draußen sind, sondern sein Habitat und Lebensraum, sein emotionales Zuhause. Nie würde er sagen »Ich gehe Bergsteigen«, sondern immer »Ich *bin* Bergsteiger«.

Welche Erlebnisse in der Kindheit ihn künstlerisch inspiriert haben? Da fällt ihm tatsächlich nichts ein. Künstlerische Einflüsse durch die Familie? »Für Kunst hatten unsere Eltern kein Geld.« Lehre und Arbeit als Tischler

nahm er hin wie eine Mahlzeit, die besser, aber auch schlechter schmecken könnte. Er brachte sich, immerhin, in dieser Zeit das Fotografieren bei. Einflüsse von anderen Fotografen? Fehlanzeige. Erst als der Autodidakt Mathis schon Profi ist und auf einem Job im Yosemite Valley, kommt der erste echte Input von außen: »In der Ansel Adams Gallery hingen diese riesigen Schwarz-Weiß-Bilder, die waren nicht nur großartig komponiert, sondern auch so unglaublich scharf, das hat mich fasziniert.«

Den englischen Landschaftsmaler Edward Theodore Compton nennt er noch als Einfluss, der die Staffelei nicht im Tal aufstellte und den Blick von außen in die Berge einfing, sondern damals im 19. Jahrhundert schon mittenrein ins Gebirge stieg und die Berge ganz anders malen konnte, weil er eben in den Bergen drin war.

Seine ersten Brötchen als Fotograf verdiente Mathis mit Katalogen und Tourismus, machte sich einen Namen durch seine Kletteraufnahmen, wurde danach zu einem der weltweit gefragtesten Fotografen in Sachen Snowboard. Wobei er seine Akteure immer öfter klein in die große Landschaft setzte, denn immer mehr interessierte ihn: die Landschaft, die ganze Landschaft und nichts als die Landschaft. Dann das große Wagnis des Weniger-ist-mehr, der Verzicht auf Farbe zugunsten des puristisch-ästhetischen Schwarz-Weiß. Es ist ein Schritt ins Unbekannte – beim Klettern mag dieser Schritt gefährlicher sein, aber dafür ist er nicht so kompliziert wie die berufliche Neuausrichtung eines Freischaffenden, der jetzt nicht mehr nach dem schönsten Licht sucht, sondern nach den besten Kontrasten.

In *Berge*, seinem vierten Buch in Schwarz-Weiß, kommt der Mensch nur noch am Rande vor, es ist ein Landschaftsbuch. Manche Fotos erinnern an die dramatische Wucht seines brasilianischen Kollegen Sebastião

Salgado, ebenfalls bekannt für seine Arbeiten in Schwarz-Weiß, andere an die Ehrfurcht in den Fotos des Amerikaners Ansel Adams, von dem schon die Rede war. Vor allem aber denkt man bei Mathis' Bildern immer wieder: »Ja, typisch Mathis«.

Seine Ausstellungen, die er mit einem Perfektionismus hängt, den man gesehen haben muss, sind gefeierte Ereignisse, Museen haben Arbeiten von ihm gekauft. Ganz am Anfang sah er sich als Dienstleister, die Kataloge, die er machte, wurden kostenlos versandt und dann irgendwann weggeworfen. Kletter- und Snowboardbilder für die jeweiligen Fachzeitschriften fand er dann deutlich befriedigender. Die Leser entsorgten die Zeitschriften zwar auch irgendwann, aber das war schon weniger austauschbar. Bücher entwickelten sich zur noch einmal schöneren Arbeitsform. Als größte Auszeichnung aber empfindet er erstaunlicherweise, wenn seine Bilder in Wohnräumen hängen: »Die Leute platzieren meine Arbeit in ihrer Privatsphäre, das ist eigentlich etwas sehr Intimes, ein größeres Kompliment kann ich mir kaum vorstellen. Und wenn ich irgendwann sterbe, okay, da werden einige sagen, der ist ganz gut gewesen, aber dass meine Bilder dann noch in Privaträumen hängen und auf die Art etwas von mir übrig bleibt, das ist eine sehr schöne Vorstellung.«

Und weil er auch alle Rahmen selbst baut, profitiert er am Ende sogar doch noch von seiner Tischlerlehre.

Mitte der 1990er Jahre hatte ich das Vergnügen, mit Peter Mathis ein Buch über die besten Sportklettergebiete der Alpen zu machen. Manchmal organisierte er ein Shooting mit Größen wie den Huberbuam, oft genug aber »mussten« wir die Touren selber klettern, was natürlich das Tollste an dem Job war. Wir standen als Kletterer noch gut im Saft, schlossen Freundschaft und genossen diesen Auftrag wie selten einen anderen.

Wollten langfristig aber beruflich trotzdem was anderes machen, *größer, anspruchsvoller, bedeutender!* Über ein Stipendium lebte ich erst seit Kurzem ausschließlich vom Schreiben, während er schon lange nicht mehr nebenher in der Tischlerei stand. Ich wiederholte ein paar Mal, wie großartig ich das fand. Plötzlich fuhr er rechts ran, atmete ein-, zweimal schwer und sagte: »Es ist nicht so großartig, wie du glaubst. Ich hab soundsoviel tausend Schilling Schulden bei der Bank. So, jetzt weißt du es.«

Ich verstand nicht, warum er mir das unbedingt eröffnen musste, es war gar keine dramatische Summe. Später erst begriff ich: Die Möglichkeit, ich könnte ihn für erfolgreicher halten als er sich selbst, fand er so beschämend, dass er da unbedingt vorbeugen musste. 25 Jahre später drehte ich mit ihm und dem Snowboarder Peter Bauer einen Fernsehbeitrag. Peter Bauer war Mathis bevorzugtes Model in den Jahren des »Wir-fliegen-um-die-Welt-und-schießen-dutzendweise-Coverbilder« und schwärmte, wie effektiv und angenehm die Shootings mit dem Meister damals waren. Überrascht, ja beinahe unangenehm berührt schaute Mathis mich an und sagte: »Gott, diese Lobhudelei! Nicht geschimpft ist Lob genug.«

In der langen Zeit, die zwischen den zwei Begebenheiten lag, war er ziemlich bekannt geworden, und das *Größer, Anspruchsvoller, Bedeutender!* war für ihn besser aufgegangen als für mich. Aber geändert hatte er sich nicht, er hasste und hasst es noch immer, im Mittelpunkt zu stehen. Was motiviert ihn dann, so viel zu arbeiten? »Ich habe die Begabung, Bilder und Dinge zu sehen«, sagt er, »wie andere sie vielleicht nicht sehen. Und ich habe das Glück gehabt, diese Begabung auch zu entdecken. Es hätte ja ohne Weiteres passieren können, dass ich das gar nicht feststelle.« Bescheidener und zugleich klarer kann ein Künstler seine Mission kaum definieren.

Unsere Vorfahren hatten das Rad noch nicht erfunden, erschlugen Tiere mit dem Faustkeil und schliefen auf Fellen, als die Kunst schon lang da war. Die ersten Kunstwerke der Menschheit entstanden in der Steinzeit, Kunst gehört untrennbarer zu unserem Menschsein als jede technische Errungenschaft. In all den undurchschaubaren Kräften und Launen der Natur, von denen sie abhingen, sahen unsere Vorfahren Götter: im Schein des Mondes, den sie für das nächtliche Jagen brauchten, in der Kraft der Sonne, im Regen, im Zug der Beutetiere. Um die Götter günstig zu stimmen, schenkten sie ihnen Gesang, Tanz, Keramik, Malerei. Nie konnten sie zwar sicher sein, ob Sonne und Mond wirklich etwas zurückgeben würden, aber das war der Deal, auf den sie hofften. Unter Menschen funktionierte es ja genauso.

Ihre – wie auch immer auszulegende – Verbindung zum Transzendenten hat die Kunst behalten, sie ist noch immer mehr Geschenk als Zweck. Ist sie zu sehr Zweck, wie etwa in der Werbung, ist es halt nicht wirklich Kunst. Und weil die Künstler niemals wissen, ob das Geschenk vom Publikum – seien es Götter, seien es Menschen – angenommen wird, ist die Anstrengung, die sie auf sich nehmen, immer auch eine poetische. Kunst ist natürlich stets auch ein bisschen Selbstzweck, eine Eroberung des möglicherweise Unnützen.

Kunst kommt von Können, schon insofern wären die Bilder des Peter Mathis' große Kunst. Aber vor allem sind sie es, weil sie uns eine Verbindung zum Transzendenten eröffnen wie durch ein Loch in der Raumzeit. Eine Verbindung zur Schönheit in einem Naturraum, in dem wir Menschen immer so klein bleiben werden, wie sich unsere Vorfahren klein fühlten gegenüber den Göttern.